№ 90. Der 1839.

Breslauer Beobachter.

Ein unterhaltendes Blatt für alle Stände, als Ergänzung zum Breslauer Erzähler.

Sonnabend, den 27. Juli. Fünfter Jahrgang.

Redaktion und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Ring Nr. 51, im halben Mond.

Historische Skizzen aus Schlesiens Vorzeit.

Die St. Materni-Kapelle.*)

(Erzählung aus Breslaus Vorzeit, von Ferdinand Schreiber.)

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen des Jahres 1507, eine große Menge Volkes wogte auf der Nordseite des großen Ringes zu Breslau, und schaute unverwandten Blickes nach dem hohen, majestätischen Thurme der Kirche zu St. Elisabeth.

Noch trug dieser damals seine hohe, zu den Wolken ragende Spitze, ihn zierten noch die großen und kleinen Piramiden auf der steinernen Umkränzung, und wie eine Alles beherrschende Gigantengestalt schaute er nieder zu den kleinen Menschen, welche in Staunen versanken bei seinem Anschauen.**)

In der Gegend der Glockenstube am Thurme war ein Gerüste angebracht, dessen ungeheure Balken auf die Last deuteten, welche sie empfangen würden; ein ähnliches befand sich ein Stockwerk höher, von welchem ein gewaltiges Seil herabhing. —

Plötzlich wurde es unter den Zuschauern still, die Menschen, welche sich auf dem untern Gerüste des Thurm's befanden, flogen eilig in die Glockenstube zurück, während andre auf dem zweiten Gerüst desto mühsamer arbeiteten.

Nach einer Weile zeigte sich eine ungeheure Metallmasse in der weiten Fensteröffnung — es war die große Glocke, welche zersprungen, nun herabgewunden, und umgegossen werden sollte.

*) Die thurmähnliche Kapelle auf dem Elisabeth Kirchhofe.

**) Wenn ich mir manches mal um Abendzeit
Den alten Thurm mit seinen gothischen Schnörkeln
Betrachte, wie sein Knopf im Mondglanz,
Ein Sternlein hoch, am Firmamente funkelt,
Dann, so gemahnt mirs, luckt die Ritterschaft,
Die alte, wie ein Riesenkonterfei
So groß und doch so traulich auf mich nieder.

Kein Laut ließ sich unter den Zuschauern vernehmen, als mit einemmal, während man die jetzt schwebende Glocke auf's Gerüst setzte, unter fürchterlichem Krachen ein Balken zerbrach, und unter die Zuschauer mit Blitzesschnelle flog, ohne jedoch Jemanden Leids zuzufügen.

Diesen plötzlichen Schreck ersetzte bald darauf der großartige Anblick des langsamen Herabwindens der Glocke. So leise als bewege sie sich nicht von der Stelle, schwebte sie zur Erde nieder, und immer lauter wurde der Jubel der Zuschauer, welche gleichfalls leise sich heranzudrängen suchten, um diese Riesin recht bald in der Nähe betrachten zu können.

Immer tiefer schwebte sie herab, und als sie endlich den Boden berührte, war die jubelnde Menge nicht mehr aufzuhalten.

»Radislaus, komm, folge mir,« sprach ein reich gekleideter Jüngling zu seinem nicht minder vornehmen Freunde, »wir wollen mit kräftigen Armen die Menge durchschneiden.«

Er zog seinen Freund mit sich fort.

»Aber Lothar,« sprach der Angeredete, »wohin führst Du mich denn, auf diesem Wege kommen wir nicht zur Glocke, wohl aber in die Kirche.«

»Die Glocke wirst Du noch oft sehen und berühren können,« versetzte Lothar, »ich will eine andre Glocke berühren, deren Sprache meinem Herzen schöner klingt, als das ganze Gelaute des Thurmes — hast Du die schöne Glöckners-Tochter gesehen?«

»Wohl kenne ich sie, aber was hat diese mit Deinem Herzen zu schaffen?«

»Davon ein andermal, nun folge mir.«

Beide traten jetzt in die gefüllte Kirche, wo für die glückliche Herabnahme der Glocke ein Dankopfer dem Schöpfer gebracht wurde.

»Sieh hierher,« sprach Lothar leise zu seinem Freunde.

Dich neben ihnen kniete in einem weißen Linnenkleide, die ein wenig gebleichte, aber einem Engel gleiche Anna, und betete.

Lothars Augen ruhten während der Zeit des Gottesdienstes

nur auf ihr, und es war Zeit, daß derselbe sich schnell endete, denn er hatte schon die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich gelenkt.

Ein Andächtiger erhob sich nach dem Andern, und auch Anna küßte ihren Rosenkranz, erhob sich und begegnete den Blicken des holden Lothar, wobei sie erröthend die Augen niederschlug und schweigend von dannen ging.

Lothar starrte ihr nach, und war von dem Platze, wo sie gekniet, nicht wegzubringen. Niemand außer diesen beiden Jünglingen war in der Kirche mehr zu erblicken. Radislaus zog endlich seinen Freund mit Gewalt nach der Thüre.

»Du hast recht,« sprach Lothar zu ihm, »wir wollen zur Glocke, denn dort finde ich sie gewiß wieder.«

»Störe doch nicht den Seelenfrieden dieses Mädchens, sie kann ja doch nicht die Deinige werden.«

»Keine andre als Maria-Anna soll meine Gattin werden.«

»Diesen Gedanken schlagt Euch nur aus dem Kopfe, junger Herr,« sprach Jemand hinter ihnen, es war der Glöckner Sanko, ein kleiner finstrer Mann, Anna's Vater, »es würde der armen Glöcknerstochter übel anstehen, wollte sie sich unter die Konsulsfrauen mischen. Sie würden ihr bei Zeiten die unpassenden Federn vom Leibe rupfen.« Noch einen verächtlichen Blick auf Lothar werfend, verschwand er in einer Seiten-Halle.

Lothar brauchte Zeit, sich zu sammeln: »Eher gehe mein Leib unter, ehe ich von dieser Jungfrau ablasse; ich will meinen Vater bitten, ja beschwören, meinen Seelenfrieden fördern zu helfen, und ich bin gewiß, daß er hingehen wird zu dem stolzen Glöckner, und für mich um die Braut werben wird.«

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Sei, was Du scheinen willst.

Ist der Ausspruch des Sokrates wahr: »Das beste Mittel, Etwas zu scheinen, ist, daß man es sei?

Die Erfahrung lehrt, daß der größte Theil der Menschen und im gewöhnlichen Laufe der Dinge doch so viel geschätzt wird, als er werth ist. Man gehe, an welchen Ort man wolle, so wird man den verdienstvollen Mann in einem gewissen Ansehen bei seinen Mitbürgern finden. Zwar nicht immer in dem, welches Auswärtige, oder die feineren Kenner seines Verdienstes ihm zugestehen, nicht in dem, welches ihm den angenehmsten Genuß des Lebens verschaffte, aber doch in einem so großen, als nöthig ist, zu zeigen, daß die Tugend ein selbst leuchtendes Licht ist, und daß alle Menschen, welche Augen haben, mehr oder weniger davon gerührt werden.

Aber gesetzt, daß dieses Mittel auch nicht immer seinen Endzweck erreiche, so giebt es doch kein anderes; denn das Angenommene, die Affektation, eine Anmaßung von Vorzügen, die man nicht hat, hilft gewiß Nichts. Es können zuweilen die herrschenden Meinungen der Zeit, die Vorurtheile, welche einem gewissen Orte, einer gewissen Klasse eigen sind — es kann ein Zusammentreffen günstiger Umstände einem Menschen einen Ruhm geben, der größer ist, als sein Verdienst. Das Glück kann einen Schein machen, wo keine Realität, oder nicht eine so große vorhanden ist; aber der Mensch selbst kann diesen Schein nicht machen. In so fern jener Satz eine Vorschrift ausdrücken soll, was wir zu thun haben, um Achtung zu erwerben, ist er allgemein richtig; in so fern er die Erfahrung ausdrücken soll, was Achtung zuzieht, leidet er Ausnahmen.

Eine zu große Begierde, sich zu zeigen (und gegen diese ist die Sokratische Regel gerichtet), schadet, sie macht, daß die Natur nicht frei wirken kann. Sie ist die Ursache, warum fast jeder Künstler, dessen Ruf noch nicht ganz entschieden ist, wenn er vor dem Publikum auftritt, seine Geschicklichkeit geringer findet, und daher sich weniger Genüge thut, als bei seinen einsamen Uebungen. So geht es noch weit mehr bei Gelegenheiten, wo man nicht einzelne Geschicklichkeiten, sondern wo sich der ganze Mann zeigen will.

Sobald ein Mensch so sehr darauf denkt, daß Ehre oder Schande ihm bevorsteht, so wird seine Aufmerksamkeit abgezogen von der Sache, die er thut, diese gelingt also weniger. Deswegen ist eben das Natürlichste das Beste, weil es der Zustand ist, wo jedes Wesen seine Kräfte am ungehindertsten brauchen kann. Affektation ist Zwang, und was schwächt mehr, als wenn man gefesselt ist?

Eine edle, vorzügliche Natur hat am wenigsten Ursache, sich hervorzudrängen, und eine schlechte gewinnt Nichts dabei.

Was diese Regel, so wie alle, welche in Absicht der Ehre gegeben werden können, am meisten in der Ausübung wankend macht, ist, daß es gewisse Vorzüge des Glücks giebt, welche mit den Vorzügen des Verstandes und Herzens um die Ehre der Welt wetteifern und gemeiniglich den Preis davontragen. Ein Kind aus einem vornehmen Hause ist in der Wiege schon geehrter, als der Mann geringen Herkommens sich in seinem Alter durch alle, auch die nützlichsten Arbeiten machen kann. Der Reichthum vermag nicht so viel, als hohe Geburt, aber er gilt viel; wenn beide vereinigt sind, so haben sie zu jeder Zeit die obersten Stellen in der menschlichen Gesellschaft eingenommen. Daher kommt es, daß der Schein, welchen die Meisten suchen, nicht sowohl der Schein jener innern Vollkommenheiten, als der Schein dieser äußern Vorzüge ist. Mit diesen vornehmlich prahlen sie, wenn sie dieselben haben, diese suchen sie in den Augen Andrer größer darzustellen, als sie wirklich sind. Daher kommt es ferner, daß die, welche Ehre von Andern durch einen falschen Schein zu erhalten suchen, es nicht sowohl dadurch thun, indem sie sich selbst rühmen, — diese Art Menschen ist seltener und gehört zu den Phänomenen, — sondern dadurch, daß sie die Achtung zeigen, in welcher sie schon in der Welt stehen.

Aber auch dieser Schein trügt, oder vielmehr die Hoffnung trügt, durch denselben zu glänzen. Die, welche am meisten mit der Ehre prahlen, die ihnen widerfährt, zeigen, daß sie ihnen etwas Seltenes ist, und daß sie also noch in keinem dauerhaften anerkannten Besitze derselben sind. Ueberdies, wenn sie diese Ehre blos ihrer persönlichen Eigenschaften wegen erhalten

haben, warum zeigen sie uns nicht lieber diese, damit sie auf uns die nämlichen Eindrücke machen?

Ein Mann von mittelmäßigen Gaben und Verdiensten gewinnt erstaunlich viel, wenn er die Selbstkenntniß und die Freimüthigkeit hat, seine Mittelmäßigkeit zu erkennen, und ohne Schamröthe, ohne Verlegenheit und ohne verstellten Stolz sich den Rang zu bestimmen, den er einzunehmen das Recht hat. Dazu gehört selbst schon etwas nicht Gemeines, aus sich herauszugehen, sich als eine fremde Person, als irgend ein Werk der Natur oder der Kunst mit Unparteilichkeit zu betrachten. Wenn man in dieser Untersuchung so weit gekommen ist, daß man seine Mängel und seine Vorzüge, seine Niedrigkeit und seine Größe, seine Kräfte und seine Schwäche kennt; daß man weiß, was darin unveränderlich und unverbesserlich ist und nie verdeckt werden kann noch darf, was hingegen entweder durch eine moralische Kur sich heilen oder sich durch Fleiß und Wartung vervollkommnen oder durch eine anständige Bekleidung Andern weniger mißfällig machen läßt; so ist es dann auch möglich, nach diesen Entdeckungen den Plan seiner Aufführung einzurichten, so zu handeln, daß man zunehme an den Vorzügen, welche eines Wachsthumes fähig sind, und ohne Murren denen zu entsagen, welche zu erreichen die Natur und die Vorsehung nicht erlaubt haben.

Wer sich also an die Regel des Sokrates halten will) und sie ist wenigstens die sicherste; sie läßt oder sie macht den Menschen am unbekümmertsten; sie bringt ihn, das Uebrige gleich angenommen, am weitesten): der muß um die Ehre nicht werben, welche nur das Glück zuwirft, um diejenige, die nur bestimmt ist, die Absonderung der Stände in der bürgerlichen Gesellschaft zu machen; und er muß sich mit der Ehre begnügen, welche innere Vorzüge geben, der Ehre des Menschen. — In ihrer ganzen Vollständigkeit wird diese Regel so heißen: »In Allem, wozu Dein Fleiß Etwas beitragen kann, bestrebe Dich zu werden, was Du scheinen willst: in Dem, was nicht von Dir abhängt, da suche nie mehr zu scheinen, als Du bist!«*)

*) Obige Erörterung des Sokratischen Ausspruches haben wir aus unsers unvergeßlichen Landmannes Garve Anmerkungen zu Cicero's Schrift von den Pflichten entlehnt. „Wer lies't heut noch den veralteten Garve?" höre ich einen unsrer geistreichen Schönschreiber fragen, der dem armen Beobachter die hohe Ehre erweis't, ihn naserümpfend in die Hände zu nehmen. — Freilich wohl, Garve wird wenig mehr gelesen. Wir haben jetzt bessere Schriften, in denen auch nicht eine Spur von Bekanntschaft mit den pedantischen Alten zu finden ist, Schriften, die der Nichts denkenden Menge gefallen, weil sie eben nichts dabei denken darf; aber wer kann es unverzeihlich finden, wenn hier und da noch ein unmodischer Alterthumskrämer lebt, dem „veraltete Schriften," wie die Garveschen, noch immer behagen? Trahit sua quemque voluptas. Man lese und bewundere immerhin den genialen Saphir und dessen congeniale Nachahmer; aber man übe auch Nachsicht gegen Diejenigen, deren Magen nur weniger klassische Waare verdauen kann.

Das Nachdenken ein gutes Mittel gegen Zorn.

Hinterbringt man Dir, es habe Jemand übel von Dir gesprochen, so denke nach, ob Du nicht zuerst dasselbe gethan hast; denke nach, von wie Vielen Du eben so sprichst. Wir müssen, meine ich, bedenken, daß Manche uns nicht Unrecht thun, sondern es nur erwiedern; daß Einige in Folge ihrer Gemüthsart, Andre im Drange der Umstände, noch Andre aus Unkunde beleidigen, und daß selbst Diejenigen, welche es absichtlich und wissentlich thun, mit ihrer Beleidigung nicht uns wehe zu thun bezwecken. Mancher begeht einen Fehler aus übergroßer Höflichkeit, oder er thut etwas, nicht um uns zu schaden, sondern weil er seinen Zweck nicht erreichen kann, ohne uns zurückzudrängen; oft beleidigt die Schmeichelei, indem sie zu gefallen sucht. Ein Jeder, der sich selbst frägt, wie oft er einem ungegründeten Verdachte ausgesetzt gewesen, wie vielen seiner Dienstleistungen der Zufall den Schein einer Beleidigung gegeben, wie Manche er, nachdem er sie gehaßt, zu lieben angefangen, der wird nicht sogleich zornig werden können, zumal, wenn er in jedem einzelnen Falle, wo er beleidigt wird, im Stillen zu sich selbst sagt: »Dasselbe Unrecht habe auch ich schon begangen.«

Aber wo wird man einen so billigen Beurtheiler finden? Der Nämliche, der nach eines jeden Weib lüstern ist und hinlänglich Grund, sie zu lieben, darin findet, daß sie einem Andern gehört, eben dieser Mensch will es nicht leiden, daß seine eigene Frau auch nur angesehen werde. Der Treulose dringt am heftigsten auf Treue; wer selbst Eide bricht, ahndet Lügen, der boshafte Ankläger ist sehr ungehalten, wenn er in einen Prozeß verwickelt wird. — Fremde Fehler haben wir stets vor Augen, unsre eigenen sind hinter unserm Rücken. Daher kommt es, daß ein Mensch, der seiner Schwelgerei Nichts versagt, der Schwelgerei Andrer Nichts hingehen läßt, daß, mit einem Worte, Leute, die sich selbst des größten Frevels schuldig gemacht haben, sich zu Richtern weit kleinerer Sünder, als sie selbst, aufwerfen. Ein großer Theil der Menschen zürnt nicht über die Fehler, sondern über die Fehlenden. Ein Rückblick auf uns selbst wird uns gemäßigter machen, wenn wir uns fragen: »Haben wir uns selbst nicht einer ähnlichen Vergehung schuldig gemacht? Können wir uns selbst nicht eines gleichen Irrthums zeihen? Nützt es wohl, wenn wir solcherlei Fehler bestrafen?«

Das beste Heilmittel gegen den Zorn ist der Aufschub. Fordere von ihm anfänglich nicht, daß er verzeihe, sondern daß er überlege; er wird nachlassen, wenn er wartet. Auch versuche nicht, ihn ganz und gar zu beseitigen. Seine ersten Anfälle sind heftig; nimmt man theilweise Etwas hinweg, so wird er ganz besiegt werden. (Senec. de ira II. 28.) (13.)

Trauer um Verstorbne und Beachtung des: „De mortuis nil nisi bene!“

Wenn sich zu dem Bewußtsein, daß wir noch wirklich leben, der Gedanke gesellt, daß ein anderes menschliche Wesen, welches wir neben uns in einer der unsrigen ganz gleichen Thätigkeit gesehen, nicht mehr neben uns existirt; so entsteht zuvörderst eine Art von Zweifel an dem Tode des Gestorbenen, und wenn wir den ersten Grabschaufelwurf auf seinen Sarg vernehmen, so überfällt uns ein Schauer, indem dieser Schall die Trennung des Eingesenkten, seinen Eingang in die Verwesung unwiderleglich ankündigt, bestättigt und versinnlicht. Das Resultat dieser innern und äußern Wahrnehmung erzeugt ein Gefühl des Todes, über den man also durchaus bloß vom Hörensagen so lange spricht, bis uns ein vertrauter Freund stirbt, dann erst wird unser Todesbekanntschaft minder oberflächlich. Wird aber nicht Jeder, der solchem Verluste nicht bloß nachweint, sondern auch nachdenkt, finden, daß alles Trauern um den Todten selbstsüchtig sei und mehr aus Besorgniß vor dem eigenen Sterben, als aus Empfindung für den Gestorbenen bestehe?

Der Tod, sagt man, tilgt allen Haß; alle Leidenschaften; doch nicht immer. Im Gegentheil werden sie oft erst nach dem Tode rege. Von vielen, besonders von öffentlichen oder sonst ausgezeichneten Männern schreiben denkende Zeitgenossen (man denke statt vieler Andern an Böttiger!) sich Viel's auf, schreiben es aber mit sympathetischer Tinte, die, so lange der Mann lebt, unleserlich bleibt, selbst für den Aufschreiber. Stirbt er, so macht sein Tod jene Buchstaben alle wieder sichtbar; dann wird sein Leben verlesen, und Jeder richtet, ohne sich durch das menschenfreundlich warnende: »Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet!« abschrecken zu lassen. Jetzt erhebt sich der Parteigeist, und so mancher literarische Abenteurer, dem jegliche Beute angenehm ist, erwirbt sich durch Ausübung einer scheinheiligen Kritik einen Namen, dessen er sich gewiß nicht zu erfreuen haben würde, wenn die von ihm bekrittelten Todten unfehlbar und mackellos gewesen wären.

Theater-Repertoir.

Sonnabend, den 27. Juli: „Faust,“ Tragödie in 6 Akten von Göthe.

Verzeichniß von Taufen und Trauungen in Breslau.

Getauft.

Bei St. Matthias.

Den 21. Juli: d. Haush. J. Döring T. — d. Schuhmachermstr. A. Tesche S. — d. Destillateur J. Karnasch T. — d. Haushälter E. Schmidt Zwillings-S., der jüngere wurde den 13., der ältere den 21. Juli getauft. —

Bei St. Adalbert.

Den 21. Juli: d. Sänger und Schauspieler Wiedermann S. — Den 22.: Ein unehl. S. —

Bei St. Dorothea.

Den 8. Juli: d. Königl. Lieut. in der 6. Artillerie-Brigade W. Riebel S. — d. Haush. A. Schindler S. — Den 14.: d. Mauterges. J. Christ T. — Den 20.: Ein unehl. S. — Den 21.: d. Kutscher A. Peter S. — Ein unehl. S. —

Beim heil. Kreuz.

Den 22. Juli: d. Buchdruckergeh. E. Werner T. —

Getraut.

Bei St. Adalbert.

Den 22. Juli: Herrschaftl. Koch Gottschalk mit Jgfr. A. Grundey.

Bei St. Dorothea.

Den 14. Juli: Kutscher J. Kruppenicke mit J. W. A. Knedel. — Den 15.: Sattlerges. J. G. Greiffenberg mit H. Podalsky. — Den 21.: B. u. Goldarb. G. J. G. Krause mit Jgfr. P. A. J. Lehmann. — Den 22.: Schlosserges. C. J. F. Scholz mit S. H. Satz. — Schuhmacherges. J. Kunze mit Wittfrau Richter. —

Beim heil. Kreuz.

Den 22. Juli: Buchdruckergeh. C. Klose mit W. Rieger. —

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich 3 Mal (Dienstags, Donnerstags und Sonnabends) zu dem Preise von 4 Pfennigen die Nummer, oder wöchentlich für 3 Nummern 1 Sgr., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert. Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionäre in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 15 Sgr. das Quartal von 39 Nummern, so wie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich dreimaliger Versendung zu 18 Sgr.